

Rock-Film „Tommy“: „Ich bin eine Sensation“

„Tommy“, die legendäre Rockoper der englischen Popgruppe „Who“, ist jetzt auch als monumentales Filmspektakel der Hit englischer und amerikanischer Jugend-

licher. Inszeniert wurde die Kinoversion vom englischen Regie-Anarchisten Ken Russell mit den Rock-Stars Pete Townshend, Eric Clapton, Elton John und Tina Turner.

Vulgär, pervers, sadistisch“, entrüstete sich der britische Kritiker Feix Barker, als er dem Bild- und Klangpandämonium der Film-Rockoper „Tommy“ entkommen war, für die gegenwärtig in London und New York die Kinogänger Schlange stehen.

„Tommy“-Regisseur Ken Russell, Englands oft verdammter Filmrebell, meint dagegen, seine monumentale, laute und wüste Kino-Inszenierung der von ihm erhofften Götterdämmerung in der Pop- und Jugendkultur sei „das größte Kunstwerk des 20. Jahrhunderts“.

Zunächst einmal ist Russells symbolstarke Jung-Tommy-Saga, die auf einer Oper der englischen Rockgruppe „The Who“ basiert, ein ästhetisches und technologisches Monstrum. Um seinem Credo „Kommunikation ist das Wichtigste“ gerecht zu werden, ist dem zum Katholizismus konvertierten Kunst-anarchisten und D.-H.-Lawrence-Verehrer jedes Mittel recht.

Mit extremen visuellen und akustischen Effekten erzählt Russell die ordinäre und brutale Kindheit und Jugend des nach dem Tod des Vaters und Ehevergehen der Mutter blind, stumm und taub gewordenen Nachkriegskindes Tommy (Roger Daltrey) und den Prozeß seiner Heilung. Der erwachsene

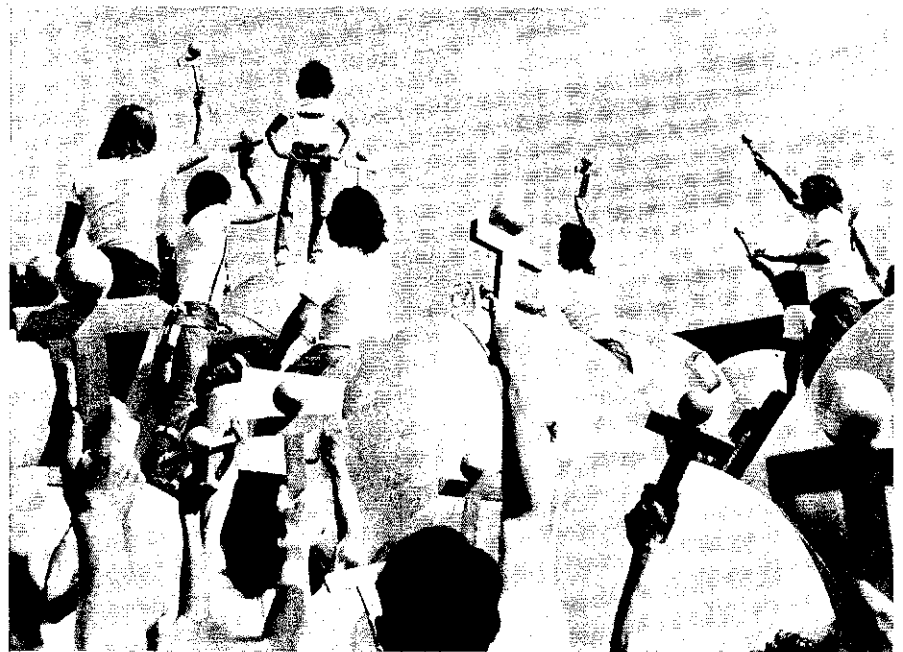
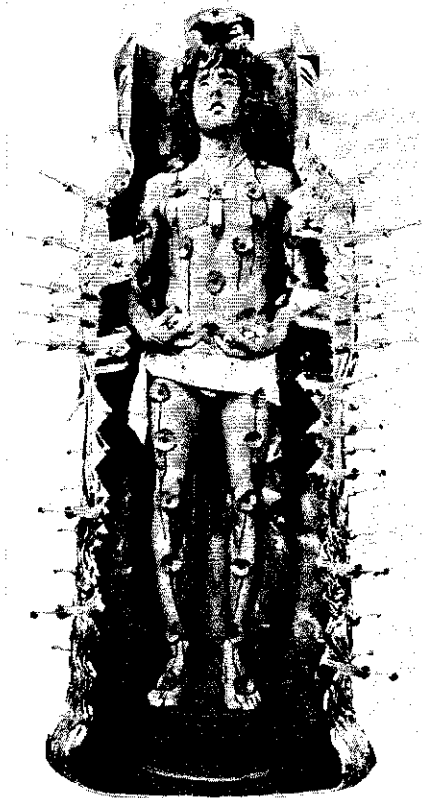
Tommy flieht schließlich, von Gewalt überrascht, aus seinem korrupten Show- und Guru-Business-Leben in die Natur-Einsamkeit.

Das von Kommunikationsschwierigkeiten („See me, feel me, touch me, heal me“) und Größenwahn („I'm a sensation“) heimgesuchte Muttersöhnchen und narzißtische Jugendidol Tommy, das Russell als übermenschlichen, vatersuchenden Hermaphroditen präsentiert, klettert im pathetischen Finale auf den rauhen Berg zurück, auf dem es zu Beginn des Films unter einem Wasserfall ekstatisch gezeugt wurde. Nietzsche und ähnliche Tiefdenker lassen in Russells komischer Oper der Trivial-Archetypen oft grüßen.

So finden sich in der bizzaren Filmmusik der „Who“, die mittels eines neuartigen Tonsystems namens „Quintophonie“ in den Kinosaal flutet, gelegentlich „Also sprach Zarathustra“-Zitate von Richard Strauss. Zur Verstärkung des ohrenbetäubenden Klanglärms, der Russells in perfektem TV-Show-Stil inszenierte „Tommy“-Episoden aufputscht, sind zusätzlich zu den Kinolautsprechern in allen vier Ecken



„Tommy“-Kult um Marilyn Monroe



Rocksänger Daltrey als Jugendidol „Tommy“
Film-Rockoper „Tommy“: „Sieh mich, fühl mich, heil mich“

des Saals noch meterhohe Hi-Fi-Lautsprechertürme errichtet worden.

Keine Szene im Film „Tommy“ ist frei von Musik, selbst die Geräusche sind orchestral hergestellt, und jedes auf der Kinoleinwand geäußerte Wort wird gesungen. So dilettiert „Chinatown“-Darsteller Jack Nicholson in einer Nebenrolle als singender Arzt neben dem Gesangslaien Oliver Reed und den Rockprofis Eric Clapton, Elton John, Keith Moon und Pete Townshend.

Soul-Sängerin Tina Turner versucht als Drogenkönigin, Hure und bluttransfusionierende Stahl-und-Glas-Madonna, aus Tommy einen Mann zu machen. Das aber gelingt erst der ständig ihn umbuhlenden Mutter (Las-Vegas-Star Ann-Margret), der Tommy seinerseits einen vulgär inszenierten Kolossalorgasmus verschafft, via Farbfernseher, aus dem Sekt und Bohnensuppe ins mondäne mütterliche Schlafgemach explodieren. Ebenso genüßlich und zynisch dehnt Russell eine religiöse Orgie aus, die zur Erweckung von Tommy und ähnlich verkrüppelten Jugendlichen eine Rockband mit Whisky und Drogen in einem Marilyn-Monroe-Tempel veranstaltet.

Durch das „Tommy“-Spektakel ist Ken Russell, dessen vorhergehende Kinofilme wie „Liebende Frauen“, „Tschairowski“, „Die Teufel“, „Savage Messiah“ und „Mahler“ Kritiker „zwischen Brillanz und Geschmacklosigkeit“ ansiedelten, vom exzentrischen Außenseiter plötzlich zum internationalen Star-Regisseur avanciert.

Ken Russell, 48, früher Illustrierten-Photograph, dann Regisseur von umstrittenen BBC-TV-Filmen über Bartók, Debussy, Richard Strauss, Rousseau, Isadora Duncan, Gabriel Rossetti, Cranko und Weill, will mit seinen



„Tommy“-Regisseur Russell
„Das größte Kunstwerk“

Filmen die schädliche gesellschaftliche und kommerzielle Verstrickung des Künstlers, die mit den romantischen Genies begonnen habe, bloßlegen.

Dieser Kommunikations-Mystiker, der seine Nostalgie fürs 19. Jahrhundert total auslebt, wurde vom US-Nachrichtenmagazin „Newsweek“ kürzlich zum „britischen Meister des romantischen Exzesses“ mit „Wagner-Sensibilität“ erklärt. Der englische Schriftsteller und Angry-young-men-Veteran Colin Wilson schreibt in seinem soeben veröffentlichten und sofort ausverkauften Ken-Russell-Pamphlet mit dem Titel „A Director In Search Of A Hero“: „Er könnte der bedeutendste Filmregisseur überhaupt sein.“ Darob vergaß Russell alle Scheu vor Publizität: „Einfach das Beste, was je über mich geschrieben wurde.“

POPMUSIK

Alles zu spät?

Auf einer Deutschlandtournee sucht Joy Fleming ihre Niederlage beim Schlagerwettbewerb in Stockholm wettzumachen. Die Plattenpreis-Jury der Deutschen Phono-Akademie empfiehlt sie als „beste Popsängerin“.

Mit dem Song-Sieger „Waterloo“ vom letztjährigen Grand Prix Eurovision hatte Joy Flemings Lied kaum etwas gemein. Ihr Waterloo in Stockholm erinnerte lediglich an Napoleon: totale Niederlage auf dem 17. dem drittletzten Platz. Die schwedische Zeitung „Dagens Nyheter“ rief ihr, wenig schmeichelhaft, „singende Brünnhilde“ hinterher; Londons „Melody Maker“ verglich sie mit der Oldie-Matrone Sophie Tucker; der deutsche „Show“-Pressedienst erklärte sie kurzerhand für „gestorben“.

Eine solche Hypothek abzutragen ist nicht leicht, zumal wenn man, bei aller zur Schau getragenen Chuzpe, ein derartiges Sensibelchen ist. Aber das pummelige Mannheimer Beatkellerkind Erna Strube ist schließlich von Anfang an unter der Devise „Trotzdem“ angetreten, hat wider alle Vorurteile mit dem Neckarbrücken-Song Blues und Mundart in die deutschen Hitlisten gezwungen — nun stellt sich Joy-Erna mit einem trotzigigen „Verdammt noch mal“ erst recht dem Publikum.

Auf dieser Deutschlandtournee begibt sich Erstaunliches. Da erklimmt, vorletzten Freitag in Hamburg, mitten im Konzert ein Jeans-Mädchen die Bühne und erklärt übers Mikrofon: „Du hast uns bewiesen, daß du nicht auf Platz 17 gehörst.“ Jede bekannte Melodie wird stürmisch beklatscht, Zwischenbeifall unterbricht immer wieder die Darbietung, der Schlußapplaus nimmt auch nach drei Zugaben kein Ende — Mitleid mit dem Underdog oder der Anti-Star als Kultfigur?

Sie scheut sich nicht, selbst vor hartgekochten Rockfans die ganze erste Konzerthälfte in deutscher Sprache zu bestreiten, hauptsächlich mit den Sozialmoralitäten ihrer eben erschienenen LP „Menschenskind“. Kein bißchen Make-up liegt auf den Liedern; von griechischen Gastarbeitern ist die Rede und — in ihrem besten neuen Blues — von einem Arbeitslosen: „Am meisten



Popsängerin Joy Fleming
Weg von Platz 17

schimpft er über die Regierung: daß er die mal gewählt hat, tut ihm in der Seele weh.“

Dann, nach der Pause, das Lied von Stockholm. Sie singt es wie dort im Abendkleid und wie bei der Frankfurter Vorentscheidung zum Playback-Tonband, deutlich herausgehoben aus dem Konzertablauf und dennoch ein tragender Teil davon, eine seltsame Mischung von Distanzierung und Identifikation. Als Brücke zum Auslandserfolg einer deutschen Blues- und Rocksängerin war dieses Lied von vornherein untauglich; nur elf von 31 vorab befragten deutschen Show-Journalisten erwarteten es in Stockholm unter den ersten fünf.

Solange der „Grand Prix Eurovision de la Chanson“ besteht, mithin seit 1956, hat die deutsche Auswahlkommission Flops ins internationale Schlager-Derby geschickt. Je ein Unterhaltungschef, ein Journalist und ein Teenager von den ARD-Sendern saßen dieses Jahr in der Jury, also entweder Laien oder Funk-Funktionäre von der Art des verantwortlichen Redakteurs Gotthard Welker, der noch nicht einmal wußte, für welche Plattenfirma Joy Fleming singt.

„Ein Lied kann eine Brücke sein“ war maßgeschneidert für diese Jury, deren zweifelhaftem Urteil die Plattenindustrie ihre etablierten Stars schon lange nicht mehr aussetzen mag. West-